

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Band: 81 (2007)

Artikel: Das Kindlein
Autor: Stamm, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Isabelle Stamm

Das Kindlein

Dieses Kindlein also ist mein.

Da liegt es, in seinem Bettchen, es schläft friedlich, ich stehe an seinem Bettchen und betrachte es, die zu Fäustchen geschlossenen Hände, die zuckenden Augenlider, das runde Mündchen.

Dieses Kindlein also ist mein.

Was soll ich sagen?

Ich hätte es abtreiben sollen.

Gelegenheit dazu hätte ich gehabt, auch den Gedanken daran, recht intensiv sogar. Daniel und ich waren damals zwar schon ein knappes Jahr zusammen, doch übers Heiraten hatten wir nie gesprochen, geschweige denn übers Kinderkriegen. Als ich ihm aber erzählte – warum nur habe ich ihm gleich davon erzählt? –, dass ich schwanger bin, war er begeistert. Er habe sich schon immer Kinder gewünscht, sagte er, du nicht? Doch, habe ich gesagt. Das war nicht gelungen. Ich hatte erst mit fünfunddreissig begonnen, mich zu fragen, ob ich je Mutter werden würde. Das war kurz bevor ich Daniel kennen lernte. Damals hatte Matthias mit mir Schluss gemacht, und ich dachte, jetzt wirds prekär. Ich kann dennoch weder behaupten, dass ich mich zur Mutterrolle prädestiniert fühlte, noch dass die Mutterrolle einer meiner innigen Wünsche war. Sonst hätte ich wohl Stefans Heiratsantrag nicht abgelehnt. Zweimal. Damals fühlte ich mich einfach zu jung, dabei war ich dreissig, und Stefan, mit Stefan stimmte einfach alles. Alle fanden ihn gut aussehend und galant, er war ein Gentleman, immer zu Spässen aufgelegt, immer zu haben für einen Ausflug ins Blaue, für einen spontanen Konzertbesuch, für ein Gläschen Rotwein, romantisch auch, durchaus, dabei vernünftig und verlässlich, mit ihm stimmte einfach alles. Nur dass er nicht warten konnte. Er wolle kein alter Vater sein, erklärte er, ausserdem

wünsche er sich viele Kinder, am liebsten vier, und wenn man mit einem Altersabstand von zwei Jahren rechne, brauche man dafür sieben Jahre. Mindestens. Man könne ja nie wissen, manchmal dauere es lange bis zur ersten Schwangerschaft, die Ärzte sagen, vor einem Jahr solle man sich keine Sorgen machen. Dann bin ich achtunddreissig, wenn das jüngste geboren wird, und schon fast sechzig, wenn es von daheim auszieht – und wir wollen doch auch die Zeit danach noch geniessen, zu zweit. Warum können wir die Zeit zu zweit nicht vorher länger geniessen, habe ich ihn gefragt, er hat gesagt, er wolle kein alter Grossvater sein. Warum nicht? Er wolle auch mit seinen Enkelkindern noch Fussball spielen. Warum? Da hat er mich komisch angeschaut. Und als ich von Daniel schwanger wurde und mein erster Gedanke war: ich will es nicht, war mein zweiter Gedanke: mit siebenunddreissig treibst du kein Kind ab. Später, als Daniel in der Vorstellung davon, Vater zu werden, regelrecht aufging, sagte ich mir: Mit siebenunddreissig treibst du kein Kind ab, schon gar nicht, wenn der Vater dazu steht. Es könnte die letzte Gelegenheit sein. Die letzte Gelegenheit für eine gefahrlose Geburt und ein gesundes Kind, vielleicht die letzte Gelegenheit überhaupt. Meine Eltern haben sich gefreut, meine Schwester, Mutter dreier Kinder, hat gelacht und gesagt: Ich dachte schon, du bringst es nie fertig. Nun, ich habe es fertig gebracht.

Und weiss überhaupt nicht, wie. Ich muss, nach neunzehn Jahren, zum dümmsten Zeitpunkt vergessen haben, die Pille zu nehmen. Im Päckchen hat aber keine gefehlt. Vielleicht hatte ich die Pille unachtsam auf den Lavaborand gelegt, und sie war von da in den Abguss gerutscht. Oder Daniels Sperma war einfach stärker als die Hormone, die ich mir zuführte.

Schicksal.

Ich beschloss, das Schicksal zu akzeptieren, und war nicht etwa unglücklich dabei, im Gegenteil. Als Daniel vor mir niederkniete und ich das erste Ultraschallbild in Händen hielt, geriet ich in einen Rausch. Ich warf alle Bedenken über Bord und hielt meine anfängliche Zurückhaltung für nur natürlich. Wer siebenunddreissig Jahre lang ungebunden war, fürchtet sich vor den Einschränkungen, die einem ein Kind auferlegt. Ich hatte mich beinahe mit dem Gedanken, nie Mutter zu werden, angefreundet, und nun sollte ich mich stattdessen auf eine Zukunft als solche einrichten. Ich würde nicht mehr Vollzeit arbeiten können, spontane Wochenend-Städtetrips würden passé sein, ich würde einiges dazulernen müssen, ausgewogen kochen beispielsweise und Windeln wechseln, ich würde in eine grössere Wohnung ziehen und mein Hobby, Volleyball, zumindest zeitweise aufgeben. Als Daniel mir einen Ring schenkte und meine Freunde mich beglückwünschten, hielt ich dies alles für einen Klacks, ich sagte mir: lang zu! Ich dachte wirklich, ich müsse zuschlagen, du kriegst es noch, habe ich gedacht, das ganze Programm: Mann, Familie, Haus mit Garten, ein Auto und einen Hund. Heute hätte ich lieber einen Hund als dieses Kindlein, und auf

den Mann, die Familie, das Haus und das Auto könnte ich gut und gerne verzichten, aber ich bin auf dem besten Weg dazu. Daniel und ich haben uns schon drei Häuser angeschaut und einen Familienwagen gekauft, das Programm läuft, ich kann es nicht ausschalten.

Schicksal.

Natürlich erschwert die Tatsache, dass ich Daniel nicht liebe, meine Situation. Dass ich ihn nicht liebe, habe ich erst begriffen, als es zu spät war. Da hatte ich ihn schon als Vater meines Kindes anerkannt und, schlimmer, geheiratet. Im vierten Monat. Stefan war auch da, mit seiner schwangeren Frau und seinen drei Kindern, ja, es war ganz nach Wunsch gegangen bei ihm und immer noch war er ein stattlicher Mann, dazu freundlich und witzig. Vier werdens bei euch wohl nicht mehr, hat er gewitzelt, und Daniel hat gefragt: Warum nicht? Who knows, haha. Ich lachte über Stefans Witz und über die Entgegnung meines Mannes. Dass ich dabei heimlich ausrechnete, dass ich bei Volljährigkeit des Kindleins, das jetzt noch in meinem Bauch schlummerte, sechsundfünfzig Jahre alt sein würde, und darüber erschrak, dass ich eine so alte Mutter war, alt, tat meinen Hochgefühlen keinen Abbruch. Daniel zog mich auf die Tanzfläche und führte mich in sachten Wirbeln an den applaudierenden Gästen vorbei, und ich vergass, dass ich vor anderthalb Jahren noch nicht einmal von seiner baren Existenz gewusst hatte. Warum hast du's so eilig, hat mich eine Freundin gefragt, ich hätte auf sie hören sollen, nur, wie gesagt, ich war im Rausch. Wohnungssuche und Jobkündigung, Hochzeitskleid und Kirchenschmuck, Schokoladentorte und Blumensträuße. Und eines Morgens wachst du auf und fragst dich, wer dieser fremde Mann ist, der neben dir im Bett liegt, und du stellst dich vor den Schrankspiegel und schaust dich an, Gott, bist du aufgebläht, und den Gedanken an Schwangerschaftstreifen wirst du nicht mehr los und schämst dich dafür, denn die Schwangerschaft ist doch das wunderbarste Erlebnis im Leben einer Frau.

Was soll ich sagen?

Daniel ist nicht der Mann, an dessen Seite ich alt werden möchte. Erst in den vergangenen Monaten wurde mir klar, wie umständlich er ist. Wie er an allem kaut und kaut und manches noch halb verdaut wieder ausspuckt, als hinge sein Leben davon ab, bloss keine falsche Entscheidung zu treffen, niemals. Das Leben mit Kind ist wie gemacht für ihn, er nimmt das Elternsein als Vorwand für die Erstickung jeglicher Spontaneität. Als ob so ein Säugling nicht ruckzuck in ein Tuch zu wickeln und wohin auch immer mitzunehmen wäre, Paris, London, Rom, was juckt es ihn, solange er in trockenen Windeln liegt und an seiner, ich meine *meiner* Brust nuckelt. Nicht dass ich noch Lust auf Paris, London, Rom hätte. Nicht mit dem Kindlein und nicht mit Daniel. Leider ist mir momentan jede Alternative verwehrt. Daran habe ich nicht gedacht, damals, in meinem Rausch, in einem Rausch, der nur zu rasch zu Nebel wurde, blass und vom Win-

de verweht, und zurück blieben ein ungeliebter Mann mit Ehering und mein Bauch, der wuchs und wuchs, bis ich mir meine Schuhe nicht mehr selber zubinden konnte und auf Sandaletten umsteigen musste.

Die Ultraschallbilder, die Babybücher, das Rumpeln in meinem Bauch liessen mich kalt. Ich fühlte mich, als ginge mich das, was in und mit meinem Körper vorging, nichts an. Ich habe nie mütterliche Gefühle gekannt, natürlich, ich fand Babys süß, na und, wer findet Babys schon nicht süß! Ich konnte mir nie vorstellen, mich vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche mit einem Säugling oder Kleinkind abzugeben, na und, wer kann sich das schon vorstellen, Hand aufs Herz. Ich habe erwartet – man mag mich für naiv halten –, dass die mütterlichen Gefühle während der Schwangerschaft entstehen und wachsen würden. Als sie es nicht taten, dachte ich, sie würden es während oder jedenfalls bald nach der Geburt tun. Ich warte heute noch darauf.

Dabei habe ich mich, so gut es ging, auf die Geburt vorbereitet. Ich habe mich, so gut es ging, auf das Leben nach der Geburt vorbereitet. Es fiel mir schwer, meinen Job aufzugeben, doch ich hatte keine Wahl. Als Arzt ist Teilzeitarbeit für Daniel undenkbar, nicht, wenn er seine Karriere, die vor nahezu dreizehn Jahren begann, so steil fortsetzen möchte, wie es möglich ist, aber nur, wenn er sich ins Zeug legt. Ich glaube nicht, dass er auch nur einen Augenblick erwogen hat, diese Laufbahn zugunsten des Kindes aufzugeben, und – ganz ehrlich gesagt – ich habe es ebenso wenig erwogen. Man denke an den Lohn eines Arztes. Und vergleiche ihn mit dem Lohn einer Innendekorateurin. Trotz arztüblichen Arbeitszeiten war es Daniel möglich, mit mir einen Schwangerschaftskurs zu besuchen und bei allen Ultraschalluntersuchungen dabei zu sein. Von Freundinnen wurde ich um diesen meinen rührend aufmerksamen Mann beneidet. Mir wäre seine Abwesenheit lieber gewesen. Ich hätte ihn gern gegen einen Rüpel umgetauscht.

Nach der Hochzeit sind Daniel und ich zusammengezogen, wir haben neue Möbel gekauft, ich habe ihm die Auswahl überlassen, der Rausch war mir vergangen und kein Ausweg in Sicht. Lieber Holz als Leder? Ja, Holz, nur zu. Helles Holz? Klar, helles Holz, da setzt sich der Staub weniger sichtbar fest. Einen Perserteppich fürs Wohnzimmer? Warum nicht! Und statt die Küchenausstattung zweier Haushalte zusammenzulegen, besorgen wir uns alles neu. Dann passen Besteck und Teller zusammen, Tassen auch und Salatschüssel. Natürlich haben wir in der neuen Wohnung ein Kinderzimmer eingerichtet. Meine Schwester, die erfahrene Mutter, hat mir dabei geholfen. Sie hat fast geheult, als wir Bettchen und Wickeltisch kauften, ach, so schön, hat sie genuschelt, wieder und wieder, und Strampelhöschen und Babykäppchen für mich ausgesucht. Sie hat eine Babyparty organisiert, ich wurde mit noch mehr Strampelhöschen und Babykäppchen überhäuft, ausserdem mit guten und weniger guten, jedenfalls erstaunlich gegensätzlichen Ratschlägen.

Dann die Geburt.

Was soll ich sagen?

Die Wehen hatten kaum eingesetzt, da war der Kleine auch schon da. Die Hebamme hat gesagt, ich hätte grosses Glück gehabt, und Daniel hat unseren Freunden erzählt: Schwupps, und es war geboren. Ich konnte dem nicht einmal widersprechen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, hätte ich eine schwere Geburt erlebt. Von anderen Frauen habe ich gehört, sie hätten sechsunddreissig Stunden lang unter Schmerzen gelitten, hätten geweint, geschrien, geschwitzt, gekotzt, wären in Ohnmacht gefallen und hätten ihre Partner verflucht. Dann weisst du natürlich, was du an deinem Kind hast. Nun, wer hätte das voraussehen können? Ich war auf das Schlimmste gefasst gewesen, Alpträume hatten mich geplagt, aus denen ich schweissnass erwachte, und mit klopfendem Herzen hatte ich durch die Dunkelheit auf meinen Bauch gestarrt und mir gewünscht, alles wäre schon vorbei, alles.

Ich wollte nicht, dass Daniel bei der Geburt anwesend sei. Das mag zum Teil daran gelegen haben, dass ich ihn nicht liebe, ich glaube aber, es war mehr als das. Ich bin nicht zimperlich; meine Freunde, auch Daniel, durften mich in wenig vorteilhaften Situationen sehen, verkatert, mit Stresspickeln auf der Stirn und unrasierten Beinen. Ich bin auch nicht mehr die Jüngste, ich habe Cellulite und Fettansatz am Bauch, habe mich deswegen nie vor meinen Freunden versteckt, aber eine Geburt? Ich hatte keine Lust, vor Daniels Augen mit gespreizten Beinen ächzend und schreiend Blut zu verlieren. Es geht nicht darum, dass die Geburt intim ist – auch Sex ist intim –, es geht darum, dass die Geburt eine unschöne Sache ist. Nicht abstrakt gesehen natürlich, abstrakt gesehen ist sie eines der schönsten Dinge der Welt und des Lebens. Als Geschehnis aber ist die Geburt unschön. Sie ist laut und blutig und stinkt, und ich glaube, dass die meisten Männer im Gebärsaal hilflos sind. Hilflos und überflüssig. Sie sind weder Krankenpfleger noch Hebammen, sie sind nicht einmal Frauen. Aber das alles traute ich mich nicht laut auszusprechen, und so war Daniel dabei, ich habe ihn kein einziges Mal verflucht. Er hat mir den Rücken massiert und mir zugesprochen, später schaute er mir zwischen die Beine und jauchzte: das Köpfchen, das Köpfchen! Er hat die Nabelschnur abgetrennt und dabei fast geheult.

Und ich, ich war nicht einmal erschöpft.

Man hat mir das Kindlein auf die Brust gelegt, und ich hab es angeschaut, dann habe ich die Augen geschlossen und gehört, wie die Hebamme leise zu Daniel sagte: Sie braucht jetzt Ruhe. Da hat man das Kind von meiner Brust genommen und in ein Bettchen gelegt. Ich fühlte nichts.

Ich war weder traurig noch zornig noch enttäuscht. Eine der Mütter, mit denen ich im Spital ein Viererzimmer teilte, brach, nachdem sie einem gesunden Mädchen das Leben geschenkt hatte, zusammen. Ihr Weinen weckte mich, sie war

untröstlich, eine Krankenschwester sass fast eine Stunde lang an ihrem Bett und sprach ihr zu. Babyblues, sagte sie, das geht vorbei. Später erzählte mir die gleiche Krankenschwester von postnataler Depression, einer wesentlich schwerwiegenderen Verstimmung, der die etwas verniedlichende Bezeichnung Babyblues nicht beikomme. Doch nicht einmal eine postnatale Depression stehe einer späteren innigen Beziehung zwischen Mutter und Kind im Weg. Das Bewusstsein grosser Verantwortung, der Druck, den Anforderungen an eine Mutter genügen zu wollen, führen ganz natürlich zu Ängsten und Zweifeln und zum Gedanken an Flucht.

Flucht ist gut.

Aber wohin?

Den Mann und das Kind zu verlassen, fiel mir leicht, aber es wäre weit mehr als das. Ich müsste meine Familie verlassen, meine Freunde, meine Heimat. Wer würde nach so einer Tat noch zu mir stehen? Niemand, fürchte ich, absolut niemand. Die Zeiten, als Mütter ihre Kinder gleich nach der Geburt einer Amme übergaben, sind vorbei. Als die Kinderaufzucht, das Stillen, das Spielen mit den Kindlein als lästige Pflicht, mehr noch: als lächerlich angesehen wurde, als es einer Frau nicht zur Ehre gereichte, für ihr Kindlein allzu innige Gefühle zu entwickeln und zu äussern, selbst wenn dieses verstarb, diese Zeiten sind vorbei, auch wenn es sie gab, es hat sie gegeben. Ich bin zu spät geboren. Ich gehöre einer Zeit und Gesellschaft an, die dem Mythos Mutter zentnerschweres Gewicht beimisst, trotz Emanzipation, trotz Gleichstellung der Geschlechter, trotz Selbstverwirklichung, dass ich nicht lache.

Was soll ich sagen?

Drei Tage nach der Geburt kehrte ich mit dem Kind heim in unsere Wohnung. In der Wohnung Blumensträusse und Luftballons, Glückwunschkarten und Cremeschnitten. Früher meine liebste Nachspeise, schmeckten sie jetzt fad. Und die Worte auf den Glückwunschkarten wirkten leer. Und die Farben der Luftballons blass. Und der Geruch der Blumen verflüchtigte sich im Nu, zurück blieben ihre verwelkten Blüten und Blätter, es war Daniel, der die Sträusse entsorgte, ich habe sie nicht angerührt. Daniel hatte eine Woche frei, ich zählte die Tage, bis ich ihn los sein würde, tagsüber wenigstens. Die Tage zu zählen, bis ich den Kleinen los sein würde, tagsüber wenigstens, stundenweise wenigstens, habe ich aufgegeben, sie liegen irgendwo zwischen tausend und sechstausend-fünfhundertundsiebzig, ich habe mich in mein Schicksal gefügt. Ich stehe morgens auf, früh, und schaue nach dem Kleinen. Ich füttere und wickle ihn, dann trete ich auf den Balkon und rauche. So geht das den ganzen Morgen weiter. Mittags bestreiche ich zwei Scheiben Brot mit Butter, lege ein Salatblatt drauf und ein Stück Käse, meist esse ich im Stehen, danach lege ich mich aufs Sofa und schlafe, bis das Kindlein mich weckt. Später setze ich mich ins Wohnzimmer auf einen der Sessel, schlage ein Buch auf und starre auf die wie zufällig auf-

geschlagene Seite, manchmal schaffe ich es, ein paar Zeilen zu lesen, oder dann lege ich das Buch beiseite und schalte den Fernseher ein, leise, um das Kindlein nicht zu wecken. Noch später koche ich Teigwaren oder Reis, erwärme dazu irgendeine Sauce oder tiefgefrorenes Gemüse. Daniel kehrt heim, oft müde, setzt sich und isst, er fragt mich, wie mein Tag war, ich sage: gut, und deiner? Er erzählt mir ein bisschen von seiner Arbeit oder auch nicht, setzt sich dann ins Wohnzimmer und liest Zeitung, während ich Wäsche bügeln oder Wäsche sortieren oder Wäsche zusammenlegen. Es kommt vor, dass wir miteinander reden, über ein politisches Ereignis vielleicht oder einen gemeinsamen Bekannten, ebenso kommt es vor, dass wir den ganzen Abend lang schweigen. Irgendwann steht Daniel auf, verschwindet für einige Minuten im Kinderzimmer, und wenn er von dort wieder zurückkehrt, liegt ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht. Vom Kinderzimmer geht er ins Badezimmer, von dort in unser Schlafzimmer. Ich folge ihm nicht sogleich, starre noch etwas in mein Buch oder auf den flimmernden Bildschirm des Fernsehers, ehe ich mich ins Bett lege. Gute Nacht! Gute Nacht, Schatz. Wir haben keinen Sex mehr. Daniel denkt vielleicht: noch nicht, aber ich, ich kann mir nicht vorstellen, je wieder mit diesem Mann Sex zu haben. Leidenschaft zu verspüren. Mich an ihn zu drängen. Seine Hände überall auf mir zu spüren. Seine Zunge in meinem Mund. Nein.

Was soll ich sagen?

Ich weiss, das Kindlein wird nicht Kindlein bleiben, es wird wachsen. Es wird grösser und schwerer werden, seine Glieder länger, sein Haar dichter, seine Haut rauer, es wird sitzen und krabbeln und schliesslich gehen, es wird zu sprechen beginnen und Mama zu mir sagen und mir Fragen stellen, die ich nicht werde beantworten können. Das Kindlein wird zu einem Kind werden, zu einem Jungen, zu einem jungen Mann, zu dem ich aufschau. Der junge Mann wird zur Schule gehen, eine Lehre beginnen, eine Freundin mit nach Hause bringen und mich noch immer Mama nennen, wenn er mir auch weniger Fragen stellen wird. Ich versuche, mir das alles vorzustellen, doch ich vermag es nicht. Eher glaube ich, das Kindlein wird bis in alle Ewigkeit Kindlein bleiben. Und bis in alle Ewigkeit wird mir das Mama in den Ohren klingen.

Lieber hätte ich stattdessen einen Hund. Ich wünschte mir, ich hätte einen Hund, der nach spätestens fünfzehn Jahren sterben würde, den ich schlimmstenfalls im Tierheim abgeben könnte. Ich wünschte mir, ich könnte nächstes Wochenende nach Moskau fliegen und auf dem Roten Platz ein Himbeereis essen oder ich könnte nach Mailand fliegen und vom Dom ein Foto schießen. Ich wünschte mir, ich hätte meinen Job noch, ich wäre noch immer dabei, die Räume von Möbelhäusern und Kleidergeschäften einzurichten und auszuschnücken, und abends würde ich Volleyball spielen und danach mit meinen Freundinnen in einem Café Cuba Libre trinken. Ich wünschte mir, die Kinder meiner Schwester wären die einzigen Kinder, die mich etwas angingen, und

meine Eltern würden längst keinen Nachwuchs mehr von mir erwarten, ich wünschte mir, ich hätte selbst diese Erwartung aufgegeben, ich hätte Daniel nicht kennen gelernt, ich hätte ihm nichts von der Schwangerschaft erzählt, ich wünschte, ich hätte heimlich abgetrieben, ich wünschte, das Kindlein würde sich in Luft auflösen.

Die Chancen dazu stehen schlecht.

Übrigens wirft man mir nichts vor. Ich bin eine vorbildliche Mutter. Die Kleidchen des Kindleins sind stets frisch gewaschen, seine Bettlaken ebenso, über seinem Bettchen hängt ein altersgerechtes Mobile, in seinem Bettchen liegen drei Stofftiere, eine Kuschedecke und ein Babyfon. In der Wohnung ist es sauber und ruhig, ich lüfte zweimal am Tag und schalte die Heizung auf zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Grad. Wenn das Kindlein Pieps macht, komme ich gerannt, ich wickle es regelmässig, ziehe es warm an, fahre mit ihm im Kinderwagen durch den Park spazieren. Aber ich kann es nicht lieben. Ich kann es nicht knuddeln, es nicht in meinen Armen wiegen, nicht in Babysprache blubbern und brabbeln, ich kann es nicht lieben. Ich spüre nichts. Nicht, wenn ich es ansehe, wenn es mich ansieht, wenn ich es berühre, ich bin nicht zur Mutter gemacht.

Mit dem Kleinen hat das nichts zu tun, mit ihm stimmt alles. Er ist gesund und aufgeweckt, alle finden ihn niedlich, meine Mutter hat gesagt, ich hätte Glück gehabt, er sei ein friedliches Kerlchen, ich sei ganz anders gewesen, hätte viel geschrien und sie nachts dreimal geweckt, elf Monate lang. Auch mit dem Stillen hatte ich Glück, die Milch ist mir nur so in die Brust geschossen, der Kleine nuckelt sanft daran, auch hier keine Schwierigkeiten, kein Mangel, keine Entzündungen, kein unzufriedenes Baby.

Vielleicht ist das das Problem: Ich habe zu viel Glück.

Ich habe in meinem Leben immer nur Glück gehabt, und dieses Glück habe ich für selbstverständlich genommen. Nie war ich dankbar dafür. Und jetzt schlägt das Karma zu. Wenn du, womit du so reich beschenkt wirst, nicht ehren kannst, verdienst du es nicht. Zack, da hast du's, das Unglück, jetzt schau mal, was dir dazu einfällt.

Mir fällt nichts dazu ein.

Seit drei Wochen fällt mir nichts dazu ein.

Nichts.

Isabelle Stamm hat ihre frühe Kindheit in Lausanne und Kanada verbracht, ehe sie mit den Eltern in den Aargau zog. Heute lebt sie in Gränichen und Prag. Mit ihrem Manuskript *Der Fischerkönig* ist die junge Autorin vom Aargauer Kuratorium 2005 mit einem Beitrag ans künstlerische Schaffen ausgezeichnet worden.